

## Urbanes Zusammenleben als Konstruktion

Buckow, Wolf-Dietrich

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Buckow, W.-D. (2006). Urbanes Zusammenleben als Konstruktion. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 595-598). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-145118>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Urbanes Zusammenleben als Konstruktion

*Wolf-Dietrich Bukow*

Die Stadtforschung lässt in der Regel nichts unversucht, ein möglichst valides empirisches Bild vom urbanen Leben zu erzeugen. Sie entwickelt auf dieser Basis je nach der leitenden Fragestellung einen Steckbrief der Bevölkerung oder der politischen, sozialen oder ökonomischen Struktur, liefert Beschreibungen von Quartieren auf der Basis ausgewählter Merkmale und analysiert den Entwicklungsstand sowie mögliche Problemkonstellationen – kurz, sie versucht ein perspektivisch ausgewiesenes Bild des urbanen Zusammenlebens zu erzeugen, das auf der Grundlage bestimmter Daten über ausgewählte Merkmale komponiert wird. Selbstverständlich ergeben sich mancherlei Probleme bei der Eingrenzung der Merkmale für die Datensammlung, bei der Datenerhebung selbst und auch bei deren Auswertung. Wirklich interessant wird es bei dieser Forschung aber regelmäßig am Anfang und am Ende der Analyse. Am Anfang wird es spannend, weil man bei der Formulierung der Untersuchungsfragen notgedrungen auf den Common sense über das angewiesen ist, was eine Stadt im Allgemeinen und was das Untersuchungsinteresse im Besonderen betrifft. Und am Ende wird es spannend, weil man bei der Komposition der Ergebnisse erneut auf jenen Common sense angewiesen ist, und zwar im Allgemeinen, was eine Stadt ausmacht und im Besonderen, worin sich die konkrete Fragestellung nun vor diesem Hintergrund als etwas besonderes ausweist.

Wer sich zum Beispiel mit ungleicher Stadtentwicklung und hier mit »Quartieren mit einem besonderen Erneuerungsbedarf« befasst, wird dieses schnell bemerken. Zwangsläufig unterscheiden sich solche Quartiere von anderen Quartieren ja nur in einer ganz bestimmten Hinsicht und hier nur im Blick auf einen virtuellen Durchschnitt anderer Quartiere. Das kann im Einzelfall bedeuten, dass das ausgewählte Quartier weitgehend mit dem, was man für üblich hält, identisch ist und sich nur am statistischen Rand unterscheidet. Und doch wird dann das eine als ganz gewöhnliches Quartier und das andere als sozialer Brennpunkt definiert. Noch extremer wird es, wenn sich zwei Quartiere im Kern nur in der Zusammensetzung der Bevölkerung und hier eventuell nur in der nationalen Herkunft der Menschen unterscheiden. Dann werden gegebenenfalls erwartete Unterschiede interpoliert. Man spricht mitunter sogar von einem kulturellen Brennpunkt, dessen Besonderheit darin gese-

hen wird, dass Konflikte und Differenzen vorherrschen, die dann auch noch gerade wegen der klandestinen Struktur nicht offenkundig, also auch nicht messbar sind.

Damit wird deutlich, dass wir gerade auch in der Stadtforschung unentrinnbar in den Common sense verstrickt sind. Dies geht so lange gut, wie wir uns allesamt im gleichen Deutungskontext als Architekten, Städteplaner, Kommunalpolitiker oder Sozialpädagogen, also im öffentlichen Auftrag und gouvernemental imprägniert bewegen. Es wird aber problematisch, wenn dieser Common sense den praktischen Alltagserfahrungen hinterherhinkt oder einseitig nur von gouvernementalen Erwartungen bestimmt wird. Und dies ist im deutschsprachigen Raum nicht ganz zufällig besonders dann der Fall, wenn es sich um Quartiere handelt, die von globalgesellschaftlicher Vielfalt geprägt sind. Besonders in solchen Fällen leitet einen der Common sense schnell in eine falsche Richtung und verfehlt die Alltagspraxis.

Spätestens dann wird es notwendig, bei der Stadtforschung noch einmal neu, gewissermaßen niedriger anzusetzen und sich zunächst damit auseinander zu setzen, wie innerhalb des urbanen Lebens Vorstellungen über das, was urbanes Leben ausmacht, entstehen, wie sie sich im konkreten Fall ausbilden und welchen Weg sie zurücklegen, bis sie zum hegemonialen Common sense avancieren. Spätestens dann bemerkt man, dass so vertraute Phänomene wie Straßen, Häuserfassaden, Plätze, Geschäfte oder Märkte an sich aussageleer sind, weil weder Beton noch Teer oder Pflastersteine, Abfall genauso wenig wie Fassadenbegrünung eine intrinsische Bedeutung aufweisen, sondern erst durch diejenigen, die damit konfrontiert sind, ein Gesicht gewinnen. Und man wird schnell bemerken, dass solche »Gestaltwerdungsprozesse« komplex sind. Bedeutung gewinnen die Phänomene erst im Kontext komplexer Deutungsströme bzw. entsprechender Diskurse. Sie betten ein Phänomen ein und »erwecken es zum Leben«. Wir wissen schon aus der Ethnologie, dass Sand in einem Schaufenster mal auf Urlaub und mal auf eine desolate Geschäftssituation verweisen kann. Was gilt, wird erst in einem hochdifferenzierten »Spiel« zwischen einem Beobachter und den jeweils für relevant gehaltenen Kontexten klar. Mit anderen Worten, die Stadt besteht aus einem komplexen und vielstimmigen Diskurs, der je nach der Situation in ihren jeweils für relevant gehaltenen oder hegemonial durchgesetzten Kontexten heraufgeführt und realisiert wird. Man braucht kein Konstruktivist zu sein, um angesichts der sich in der konkreten Situation bietenden Kontingenz konstruktivistischen Überlegungen zu verfallen.

Wenn man die Stadt so zu betrachten beginnt, fallen einem schnell Forschungsrichtungen ein, die im Grunde die Stadt schon lange so betrachten, beispielsweise die ethnologisch sensible Milieuforschung und die sozialwissenschaftlich orientierte Biografieforschung:

a) In der Milieuforschung wird von Beginn an mit einem bestimmten Deutungshorizont gerechnet. Und es wird dabei bedacht, dass ein Milieu in der Regel nicht von

einer Gesamteinwohnerschaft, sondern von einzelnen Bevölkerungsgruppen und oft auch nur von Menschen in bestimmten Lebenssituationen getragen wird. Man versucht in der Regel typische Lebenssituationen oder typische Bevölkerungsgruppen aufgrund symbolisch präsentierter Eigenschaften, Interessen, Gewohnheiten oder kultureller bzw. religiöser Orientierungen zu identifizieren. Anschließend versucht man daraus eine Gruppe mit sozio-kulturellen Gemeinsamkeiten hochzurechnen. Im Grunde geht es darum, eine Diskursgemeinschaft aufzuspüren, eine Wir-Gruppe, die sich interaktiv organisiert, symbolisch ordnet und sich schließlich subjektiv im einzelnen wie objektiv in kollektiven Räumen manifestiert. Beim beteiligten Einzelnen entstehen so etwas wie »Karten der Bedeutsamkeit« und im Quartier materialisieren sich solche Milieus in kollektiven Vorstellungen, die von den Angehörigen des Milieus in Szenekneipen, speziellen Geschäften, einschlägigen Inschriften bis hin zu besonderen Baustilen »veröffentlicht« werden. Es bildet sich auf diese Weise so etwas wie ein Text aus, an dem man aktiv partizipieren oder den man gegebenenfalls auch passiv als Beobachter zur Kenntnis nehmen kann. Solange es sich um ein anerkanntes Milieu handelt, wird das Milieu zum Schluss unter Umständen sogar in Selbstbeschreibungen von Kommunen zum Beispiel als Künstlerviertel oder Chinatown auftauchen. Steht die kommunale Öffentlichkeit dem Milieu jedoch kritisch oder sogar feindlich gegenüber, setzen hegemoniale Diskurse ein, und das Milieu mit den dafür typischen Manifestationen wird diskreditiert. Die Diskurstechniken sind gleichwohl ähnlich, ob es sich um ein gefeiertes oder diskreditiertes Milieu handelt. Stets werden solche Texte zu einem Bestandteil der Stadt und präsentieren damit im Guten wie im Schlechten urbanes Zusammenleben. So wird deutlich, dass eine Stadt aus Texten besteht, die dann diskursiv verarbeitet sogar Auskunft darüber geben können, was in der Stadt als Stadt gerade gilt.

b) Die Biografieforschung scheint auf den ersten Blick keinen Zugang zur Stadt zu vermitteln. Doch das täuscht. Bei genauerer Betrachtung wird sogar deutlich, dass es klare Entsprechungen gibt. Wie die Milieuforschung Milieus identifiziert, rekonstruiert die Biografieforschung Biografizitäten. Beide weisen eine räumliche und eine zeitliche Dimension auf. Ein *Milieu* verfügt über ein räumliches Feld, nämlich ein Bedeutungsfeld, das diskursiv organisiert erscheint. In dieses Milieu gehen aber auch spezifische Vorerfahrungen als Milieugeschichte ein. Beides zusammen macht den für die hier involvierte Wir-Gruppe typischen Common sense aus. In die *Biografizität* gehen primär individuelle Erfahrungen ein, die freilich in einem räumlichen Kontext, nämlich in der Erzählsituation im Kreis der Zuhörer entfaltet werden und auch in der Geschichte auf räumliche Vorgeschichten rekurren. Im Kern sind Milieu und Biografizität das Resultat eines hermeneutischen Ereignisses und interpretieren je auf ihre Weise, was es bedeutet, wenn man in das urbane Zusammenleben diskursiv involviert ist. In der Biografizität dominiert dabei die Zeitachse;

die auf das Zusammenleben bezogenen Deutungen liefern deshalb eher eine retrospektive Deutung und erscheinen zugleich stärker subjektzentriert. Die biografischen Erzählungen erzeugen »bedeutsame Lebensereignisse«, die aus konkretem Anlass in besonderen Situationen der Begegnung, Befragung, Bewerbung usw. vorgetragen werden. Auch hier entwickeln sich Texte, ohne die aus einem Stockwerk oder einer Straße niemals eine Wohnung oder ein vertrautes Viertel würde. So entstehen Erzählungen über das Aufwachen in dem Quartier, über Lieblingsorte und Zonen der Vertrautheit und der Befremdung. Erneut wird also deutlich, dass die Stadt schon immer aus Texten bestanden hat – aus Texten, die letztlich die Einwohner selbst verfassen und in denen erst die Stadt als gelebte Stadt zu dem wird, als was wir sie zu kennen glauben.

In der Milieu- wie in der Biografieforschung kündigen sich neue und ertragreiche Zugänge zur Stadt als einem zunehmend differenten und diversifizierten Diskursfeld an. Hier werden Differenz und Vielfalt von Beginn an in Rechnung gestellt. Der Ansatz legt es nahe, im urbanen Diskursfeld der sozialen Ungleichheit und kulturellen Verschiedenheit a priori eine zentrale Rolle zuzuweisen. Und man sieht schnell, Ungleichheit und Vielfalt liefern den Stoff, mit dem der Diskurs alltagspraktisch organisiert, gouvernemental geordnet und ökonomisch dienstbar gemacht wird. Eine Forschung, die sich dieser zentralen Dimension der urbanen Wirklichkeit stellt, befindet sich sofort »mitten im Getümmel«. Sie wird zum Zeitzeugen – kann bezeugen, wie Gesellschaftsmitglieder ihre Stadt Tag für Tag neu erfinden, wie sie sich zu arrangieren versuchen und dass sie dabei nicht selten auf Barrieren stoßen, die sich oft genug als echte Herausforderungen, ja als beinahe unüberwindliche Probleme erweisen. Die Forschung kann zum Zeugen dafür werden, wie ganze Bevölkerungsgruppen an den Trabantenstädten der sechziger und siebziger oder/und der Entindustrialisierung der achtziger und neunziger scheitern, weil sich die dadurch bedingten Situationen als aneignungsfeindlich, ja zerstörerisch erweisen. Und sie kann beobachten, wie gut gemeinte und aber vor allem auch teure Stadterneuerungsprogramme versanden, weil sie die fundamentalen Bedingungen urbanen Zusammenlebens ignorieren.

Die Sektionen Biografieforschung und Stadtforschung haben sich hier zusammengetan, um in die skizzierte Richtung einen ersten Schritt zu gehen. Man darf gespannt sein, wie weit sich dieser Weg als tatsächlich ertragreich erweist. Sicher ist jedenfalls, dass wir uns heute der sozio-kulturellen Vielfalt der Städte neu stellen und dabei auch eine neue Perspektive entwickeln müssen. Der gouvernementale Blick von oben reicht jedenfalls nicht mehr aus. Angesichts zunehmender Globalisierung brauchen wir eine Forschung, die sich als Zeitzeuge einer zunehmenden sozialen Ausdifferenzierung und Diversifizierung vor Ort, im urbanen Alltag etabliert.